

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 13. November 1914

Der Mörder der Witwe Borniche.

Von Michel Zivars.

Wie aus der Spielzeugschachtel genommen, so sauber, schmutz und einladend sah die kleine Dorfliche aus, die gleich einer vorgeschobenen Schildwache am Saum des Waldes lag. Auch die Gaststube mit ihren antikestehenden Eichenholztischen und den sorgfältig geputzten, glänzenden Zinnkrügen auf den Wandgemälden machten den Eindruck peinlichster Ordnung und Sauberkeit.

Die Schenke war leer. Man befand sich im Hochsommer, und alles, was nur die Hände rühren konnte, war auf den Feldern beschäftigt. Selbst der Krugwirt hatte sich schon am frühen Morgen aufgemacht, um bei der Ernte nach dem Rechten zu sehen.

Nur die Wirtin war zu Hause. Sie stand in der Küche vor dem Herd und schnitt fette Speckhäuten in den über dem Feuer hingebenden Löffel.

„So!“ murmelte sie befriedigt. „Das wird eine schöne Suppe werden!“

Sie ging in die Gaststube hinüber und sah nach der Uhr.

„Erst neun! Wenn ich ein halbes Stündchen meine Zeitung lesen möchte?“ überlegte sie.

Sie schloß die Fensterläden, um sich gegen die glühende Augustsonne zu schützen, setzte sich bequem in einen Sessel, entfalte die Zeitung und suchte zunächst die Rubrik „Wermischtes“.

„Halbacht, wie ein Schulkind, häufig stotend, las sie:

„Seit zwei Tagen sind die Bewohner des Dörfchens Souanville in bester Aufregung. Eine siebzehnjährige Frau, die Witwe Borniche, welche in einem abseits gelegenen Häuschen wohnte, ist mittels Hammerschlägen in ihrem Bette ermordet worden. Die Mörder haben ihr Opfer geradezu barbarisch zugerichtet. Nach vollbrachter Tat haben die Unmenschen in alle Hufe das Haus geplündert und sind dann ungehindert und unerkannt entkommen.“

„Schrecklich! Entsetzlich!“ rief die Wirtin mit gefalteten Händen.

Dann las sie weiter:

„... Aber man ist den Urhebern dieser Schandtat auf der Spur. Man hat ihr Signalment in Erfahrung gebracht und es sofort überalhin telegraphiert.“

„Gott sei Dank! ... Ah, diese Schurken!“

... Es sind ihrer zwei: der eine groß, schlant, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen.“

„Holla, Frau Wirtin!“ erlöste plötzlich eine Stimme hinter der Lesenden.

Sie drehte sich um und erblickte. In der Tür zur Gaststube standen zwei Männer, der eine groß, schlant, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen.“

Die Unglückliche fühlte, wie ihr die Knie zitterten.

„Sagen Sie mal, Frau Wirtin, haben Sie frischen Apfelsaft?“ fragte der Blonde.

„Ja... ich...“ stammelte sie.

„Schön! Dann bringen Sie uns schnell welchen!“ bestellte der Große, indem er seinen Paletot und seinen Rucksack, den er am Rücken über die Schulter getragen hatte, auf einen Stuhl warf.

Eilends stieg die Wirtin in den Keller hinab. Als sie zurückkam, hörte sie den Großen zum Kleinen sagen:

„Hier können wir nicht ungestört sprechen.“

„Freilich nicht!“ antwortete der andere. „Aber die gute Frau hat jetzt noch ein Zimmer, was sie uns geben kann.“

Und sich an die Wirtin wendend, sagte er:

„Servieren Sie uns das in einem Zimmer, wo wir allein sind!“

Ohne ein Wort der Widerrede führte die Wirtin ihre Gäste in eine Stube, welche auf den Garten ging, stellte den Krug mit Apfelsaft und zwei Gläser auf den Tisch und entfernte sich hastig.

„Sorgen Sie dafür, daß man uns nicht hört!“ rief ihr der Große nach.

In der Gaststube angelangt, fühlte die Wirtin allmählich ihre Fassung wiederkehren, und begann sich ihrer Angst zu schämen. Welche eine Lobreit! Weil zwei Reisende ihr Wirtschaftshaus aufsuchten, um ihren Durst zu löschen, mußten sie gleich die Mörder der Witwe Borniche sein! Als ob es bloß einen Bräunten und einen Blonden auf der Welt gab! Wirklich zu dumm!

Vollständig beruhigt nahm sie die Weltüre ihrer Zeitung wieder auf.

... mit blondem Bart und blauen Augen“, las sie. „Der eine von ihnen trägt einen Rucksack am Rücken über der Schulter und ist bekleidet mit einem nussfarbenen Leberzieher mit kastanienbraunem Samttragen.“

Sie stützte auf und ihre Augen erweiterten sich in panischem Schrecken. Dort lag der Rucksack, auf dem Stuhl daneben der Leberzieher. Und der Leberzieher war nussfarben!

Wie Espenlaub zitternd, erhob sie sich und nahm das Kleidungsstück in die Hand.

Entsetzlich! ... Ein kastanienbrauner Samttragen!

Vergeblich suchte sie sich selbst Vernunft zu predigen. Vergebens errann sie tausend Erklärungen, die eine immer plausibler als die andere, um dieses merkwürdige Zusammenreffen zu erklären, — ihr erschütterter Blick lehnte stets von neuem zu der Türe des Zimmers zurück, in dem sich der kleine Blonde und der große Bräunle eingeschlossen hatten. Was mochten sie da treiben? Welches neues Verbrechen wurde dort geplant?

Eine Weile schwannte sie zwischen Furcht und Neugierde. Schließlich legte die letztere. Den Atem anhaltend, auf Fußspitzen schlich sie an die Türe und legte das Ohr ans Schlüsselloch.

Fast im nämlichen Moment prallte sie mit weit offenen Augen und schredensbleichem Gesicht zurück. Eine Sekunde stand sie wie gelähmt, dann lief sie zur Tür hinaus und stürzte in der Richtung nach der Bürgermeisterei davon.

Der Herr Bürgermeister hatte soeben gefrühstückt. In einen bequemen Sessel hingestreckt, die Augen halb geschlossen, die Hände über dem stattlichen Bauch gefaltet, wadelte er trägt mit dem Kopf und nicht feiner Tochter zu, welche am Klavier einen Walzer spielte, in der läßlichen Absicht, die väterliche Verdauung zu fördern.

Neben dem ersten Beamten des Dörfchens stand der Feldhüter, der erstattete seinen läßlichen Rapport. Jetzt stürzte die Gastwirtin mit fliegenden Haaren und verzerrtem Gesicht ins Zimmer.

... Die Mörder! ... Die Mörder... oh! ...

Man hieß sie Platz nehmen und beruhigte sie. Dann erzählte sie, was sie gesehen gehört, hatte. Schließlich erklärte der Bürgermeister in mißvergünstigem Ton:

„Sehr unangenehm nach dem Frühstück, solche Geschichten! ... Sind Sie Ihrer Sache auch ganz sicher, meine liebe Frau?“

„Erzähle er. „In solchen Fällen ist es zweckmäßig, reißlich zu überlegen. Man muß sich vor jeder Lebereilung hüten.“

„Richtsbesonneniger müssen wir unsere Pflicht tun... Gehen wir, Feldhüter!“

„Ja, Herr Bürgermeister.“

Alle drei machten sich auf den Weg nach dem Wirtschaftshaus. Untenwegs konnte die brave Frau sich nicht enthalten, allen Passanten die Geschichte zu erzählen, so daß, als man vor dem Wirtschaftshaus anlangte, aus den drei etliche fünfzig geworden waren. Senfen, Heugabein, Stöße wurden drohend in die Luft geschwungen.

Bevor sie das Haus betraten, wandte sich der Bürgermeister an seine Begleitung und gebot mit dem Scharfsinn eines großen Generals: „Umstellt das Haus!“

Dann trat er ein. Das erste, was er in der Gastwirtschaft bemerkte, war der Rucksack.

„Feldhüter, wie werden eine Durchsuchung dieses Gegenstandes vornehmen!“ gebot er.

Er öffnete den Rucksack. Aber zu seiner großen Enttäuschung fand er darin nur lauter nichtbelastende Gegenstände: Hemden, Taschentücher, Strümpfe usw.

Sie haben ihre Beute irgendwo anders in Sicherheit gebracht“, entschied das Dorfobershaupt mit großer Geistesgegenwart.

Alle drei näherten sich nun schweigend, mit der unenblischen Vorsicht eines Indianers auf dem Kriegspfade, der verhängnisvollen Türe.

„Hoffentlich haben sie sich nicht inzwischen aus dem Staube gemacht!“ Durch die Türe hörte man sie sprechen. Das Trio verhielt sich mühsam still und lauschte.

„Also abgemacht?“ fragte eine Stimme. „Der Geldschrank wird erbrochen?“

„Abgemacht!“ antwortete eine zweite Stimme. „Nur wird es sich empfehlen, ein paar Banknoten im Bett des Kutshers zu verdecken. Auf diese Weise wird der ganze Verdacht auf ihn gelenkt.“

Alle blickten einander ernsthaft an.

„Und der Alte?“ fragte wieder die erste Stimme.

„Der wird getötet.“

„Selbstverständlich! Aber wie?“

„Vielleicht mit Hammerschlägen auf den Kopf?“

„Wie die Witwe Borniche“, hauchte die Wirtin, deren Zähne hörbar klapperten.

„Ein Hammerschlag? Nein, das ist zu banal!“ widersprach die zweite Stimme. „Na, wir werden ja sehen.“

„Bleibt noch die Tochter.“

„D, für die weiß ich schon Rat!“

„Sie wird durch ein Betäubungsmittel eingeschläfert.“ ... Der Wagen wartet nahe dem Gehölg. Man trägt sie hinein und — los...

„Die Glenden!“ murmelten alle. „Welch ein Abgrund von Verderbtheit!“

Im nämlichen Augenblick, als der Bürgermeister den draußen stehenden Bauern ein Zeichen gab, hereinzutreten, um nötigenfalls Beistand zu leisten, öffnete der Feldhüter der seinen Säbel gezogen hatte, die Türe.

Die beiden Verbrecher sahen friedlich an einem mit Papieren bedeckten Tische, den Krug mit Apfelsaft und Wein zwischen sich. Beim Anblick dieser drohenden Menschen erhoben sie sich.

„Im Namen des Gehehes, ich verhafte Sie!“ donnerte der Bürgermeister, den Körper des Feldhüters als Schutzwall benützend.

„Was bedeutet...?“

„Keine Ausflüchte! Sie sind die Mörder der Witwe Borniche!“

„Borniche? Wer ist das?“ fragten die beiden Angesuldigten verständnislos.

„Bis die Gendarmerie kommt, welche benachrichtigt ist, fordere ich Sie auf, meine Fragen zu beantworten.“

„Antworten Sie! Wer ist die Person, welche Sie zu ermorden beabsichtigen?“

„Ermorden? Wir?... Na, hören Sie mal, der Scherz geht denn doch wirklich etwas zu weit!“

„Der Name des jungen Mädchens“, fuhr der Bürgermeister mit tragisch erhobener Stimme fort, dieses unglücklichen Kindes, welches Sie Ihren Komplizen, ausliefern wollen!“

Bei diesem Namen brachen die beiden Verbrecher in ein wahnwitziges, unaussprechliches Gelächter aus. Die Bauern gerieten ob solcher Gefühlslosigkeit in berartige Wut, daß sie bereits Miene machten, die beiden Uebeläter zu lynchen. Nur mit großer Mühe gelang es dem einen von ihnen, seine immer wieder hervorbrechende Rachlust zu bekämpfen und durch Zeichen anzudeuten, daß er sprechen wollte.

„Sie haben also an der Tür gehorcht?“ fragte er. „Na schön! Was Sie gehört haben, ist der Entwurf eines Dramas, welches wir beide gemeinsam schreiben und welches hoffentlich noch diesen Winter in Paris aufgeführt werden wird.“ Justin Maucart, Paul Lordy“, fügte er hinzu, zuerst auf sich, dann auf seinen Gefährten zeigend.

„Was? Sie wären?...“

„Zwei Pariser Bühnendichter auf einer Landpartie, ja wohl!“

Und sie brachen von neuem in Lachen aus.

Das Gesicht des Bürgermeisters wurde lang und länger. Die beiden Schriftsteller waren mit allen notwendigen Papieren versehen, die ihre Identität zweifellos nachwiesen. Sehr verlegen verließ er, nachdem er laufend um Entschuldigung gebeten hatte, den Schauplatz seiner Heldentaten.

Vor der Tür fragte er den ihn begleitenden Feldhüter:

„Und der Gendarm, nach dem ich geschickt habe?... Was wird der sagen?... Er wird mich für einen rechten Dummkopf halten, was, Feldhüter?“

„Ja, Herr Bürgermeister“, pflichtete dieser mit unerquicklicher Ueberzeugung im Ton bei.

— Richtig tituliert. Gast (zum Keller, der ihn mit Sauce anschnitt): „Sind Sie doch nicht so bössig, wenn Sie Sauce tragen, Sie Saucewind!“

— Druckfehler. Aus einem Festbericht. Als der Bürgermeister die Rednertribüne bestiegen hatte, bläste (h) der H ammel (h) freundlich zu den versammelten Bürgerschaften (r) hinab.

— In Gedanken. „Herr Professor, es wünscht Sie ein Herr am Telefon zu sprechen, ich kann aber seinen Namen nicht verstehen.“

„Wie sieht er denn aus?“

— Sie kennen sich. „Ich mußte zu Dir ins Kontor kommen, lieber Mann, solche Sehnsucht hatte ich plötzlich nach Dir!“

„Hm! Hast Du denn die Schneiderrechnung gleich mitgebracht?“

Erika.

Stimmen von Egon Roska.

I.

„Ich breche!“

Sie waren Kameraden seit der Studienzeit gewesen, Dr. Emil Eberfelder und Fräulein Dr. Laura Zerbus. Er war Mediziner und sie Philologin. Und waren sie auch keine engen Kollegen gewesen, so waren sie doch im besten Sinne des Wortes Kommilitonen geworden. Daß sie aus dem gleichen kleinen Orte stammten, schon in der Jugendzeit miteinander verkehrt hatten, hatte sie in der Großstadt zusammengeführt und zusammengeschlossen, und da sie einige der Kollegen belegt hatte, die Dr. Eberfelder hörte, waren sie oft auch bei der Arbeit gemeinsam gewesen.

So waren sie gute Freunde geworden, als sie beide schon beruflich tätig waren. Wohl hatten Kameraden, Kollegen beiden oft schon geweiht, daß sie sich vielleicht noch inniger angehöhen würden ereignis. Aber Jahre waren vergangen, ohne daß sich das freundschaftlich-kameradschaftliche Verhältnis ändern sollte, das zwischen beiden bestand. Wenn Freundschaften sich vertraulich fragten, was werden würde, meinte sie, sie wolle den Beruf, den sie sehr lieb habe, nicht aufgeben. Wenn sie aber heirate, so dürfte sie nicht Lehrerin sein. Würde er von Freunden erfragt, wie es um ihn und Laura stünde, so sagte er, er würde sie wohl gern heiraten, aber Laura sei ja so geschäftig, er wage es nicht, an sie die Frage zu stellen, ob sie, die als Lehrerin so geschäftig werde, fortan weiter nichts als seine Frau sein wolle. Er wisse auch wirklich nicht, ob sie ihn auch liebe. Und einen Korb wolle er sich nicht holen.

So gingen sie jahrelang nebeneinander in Freundschaft her.

Da war Dr. Eberfelder ins Geschäft gerufen. Das Fräulein Doktor hatte zur Reife die Schulferienzeit nutzen müssen, während welcher diesmal ihre Freund nicht hatte fortkommen können.

Während das Fräulein Dr. Zerbus schon wieder fleißig auf dem Stahder ihren Oberlehrerinnen Unterricht geben mußte, genoß Dr. Eberfelder die ganze Ferienzeit in vollen Zügen.

Ja, er genoß sie wirklich, und wie er an allen seinen Freunden die treue Freundin und Kameradin teilnehmen ließ, so auch an dieser Ferienzeit. Täglich schrieb er lange Briefe über alles, was er gesehen und genossen, und er merkte gar nicht, daß er immer wieder von der bildhübschen Försterstochter erzählte, die er im Bergwalde angetroffen, und die er genau im Schilde ihres Eritakranzes beschrieb, den sich das gesunde Naturkind selbst geflochten und auf das Haar gefügt hatte.

Dr. Laura Zerbus hätte kein Weib sein müssen, wenn sie bei dem dritten Brief, der von dem schönen „Kinde“ des Waldes mit dem Eritakranze sprach, nicht eigentlich unangenehm berührt worden sollte. Sie mochte sich sagen, man schwärmt nicht so von einem weiblichen Wesen einem anderen weiblichen Wesen vor, wenn man diesem letzteren nicht damit zugleich sagen will, daß es für den Schwärmer gar kein Gegenstand der Schwärmerei sein könne. Sie war unangenehm berührt, wollte aber doch den Freunden sagen, daß sie seine Briefe recht deute. Und so ließ sie die folgenden Zeilen einfließen in ihrer Antwort: „Daß auf so beträchtlicher Bergeshöhe, in der Du Dich befindest, noch so viel Erika zu finden, erinnert mich an den Ursprung des Namens dieser Pflanze. Als gute Botanikerin kenne ich ihn wohl. Die Griechen glaubten, als sie auf den höchsten Bergspitzen die Pflanze sahen, der Eritakrauch habe die steinigsten Felshöhlen durchbrochen. So nannten sie die Pflanze: Ich breche, d. h. Erika!“

Dem Dr. Eberfelder aber wurde es, als er die Zeilen las, mit einemmal klar, wie es mit ihm und Laura stünde. Er sagte sich: nur ein Weib, das liebt, ist eifersüchtig und sieht in der harmlosen Rederei mit dem einsachen schönen Kinde des Waldes einen Bruch. Er pflichtete sich einen mächtigen Strauß Erika, setzte sich auf die Bahn und stand am nächsten Tage vor seiner Kameradin. „Ich brauch meinen Urlaub!“ sagte er scherzend, als er der Freundin den Strauß überreichte. „Dein Brief verriet zwischen den Zeilen, daß du Ja sagen würdest, wenn ich die Frage an dich stelle, die ich nie gewagt. Willst du mein Weib werden, Laura?“

Und sie sagte nicht nein und be-

dauerte nur, daß Dr. Eberfelder nicht schon längst dem schönen Försterkinde mit dem Eritakranze begegnet war.

II.

Wenn man die Erika auch noch nennt.

Sie hatten sich Liebe und Treue geschworen in jungen Jahren, Gustav Mertensen und Hedda Turleman. Aber das Schicksal hatte es mit ihnen geraufam gewollt. Immer wieder hatte es sich zwischen sie beide gestellt.

Als sie jung und schön war und sie den ersten mächtigen Zauber ihrer Liebe empfanden, da war es auf der Seite gewesen, die bunt im Schmuck der Millionen Erika strahlte.

Gustav hatte sie geschmückt mit den schönsten Eriten, die er auf der Erde finden konnte. Er hatte ihr einen Kranz aufs Haar gesetzt, einen Strauß in den Gürtel gesteckt und einen Strauß in die Hand gereicht und hatte sie sein liebes Heideprinzchen genannt, das schönste, wie die Erika selbst.

So hatte er Abschied genommen und bei dem Liebes- und Treuschwur gelobt, in zwei Jahren, wenn er auf eigenen Füßen stehen würde, wiederzukehren.

Aber aus den zwei Jahren waren deren viele geworden, denn Gustavs Unternehmungen waren nicht von Erfolg begleitet gewesen.

Und wie er zu kämpfen gehabt gegen alle Widerstände des Schicksals, so war auch Hedda Turlemans Leben in dem einsamen Heidehaus nicht ruhig und friedlich dahingeflossen.

Erst hatte es Kämpfe mit dem Vater gegeben, der sie hatte verheiratet wollen an einen Mann, den sie auch zum Manne niemals genommen hätte, wenn sie nicht mit Gustav versprochen gewesen wäre. Und als sie ihn ausgehoben mit aller Energie und dem Kampfesmut einer Liebenden, da war Gustavs Brief eingetroffen, worin er ihr ihr Jawort zurückgab, weil alle seine Hoffnungen gescheitert seien. Aber trotz des abermaligen Kampfes mit dem Vater hatte sie dem Manne ihrer Liebe geantwortet, daß sie ihm treu bleibe und ihm angehören wolle und warten werden, bis er sie rufe.

Dann war der Vater gestorben, und Hedda Turleman hatte für sich und für die Mutter kämpfen müssen, daß die Gläubiger des Vaters, denen sich dieser selbst wohl stets, wenn auch mit Mühe, zu erwehren vermocht, das letzte den beiden nicht nahmen. Und gegen Not und Sorgen hatte sie kampfbereit mit kräftigen Armen sich gewehrt.

Und da, als Gustav Mertensen ihr schrieb, er wolle sie holen, hatte sie selbst ihn gebeten, er solle noch warten. Sie wollte nicht aus Not und Glend zum geliebten Manne gehen. Dann war Krankheit genah; Hedda hatte die Mutter zu pflegen gehabt, und sie allein in der Heide lassen, das ging nicht an. So mußte Gustav warten, bis auch die Mutter dahingegangen war.

Da rief sie ihn.

Und so waren Jahre vergangen; da stand sie dort auf dem Platz in der Heide, wo sie Abschied genommen. Dort erwartete sie den geliebten Mann. Und wie sie um sich herum wieder die Heide im Glanze des Eritakranzes sah, da fiel es ihr ein, wie Gustav sie einst das Heideprinzchen genannt und sie mit Eriten geschmückt und sie schön, wie die Eriten selbst, bezeichnet habe.

Und da empfand sie schmerzvoll die Veränderung, die die Jahre und die Not und die Sorgen an ihr bewirkt. Was würde der Geliebte sagen, würde er nicht enttäuscht sein, würde er sie gewiß auch noch lieben.

Und wie sie noch jagend dasand, war er leise genah und hatte sie heiß umschlungen und mit Liebesküssen an sich gerissen. Dann aber, als er sie wieder mit den Blumen der Heide schmücken wollte, wehrte sie ab, scherzend, der Geliebte werde, wenn er sich des Bildes erinnere, das er einst in die Fremde genommen, ganz der Wandlung inne werden, die mit ihr sich vollzogen.

Gustav aber fühlte diese Ursache des Zögerns, und er ließ nicht ab, sie zu schmücken, und dabei sagte er: „Weißt Du, wie man bei uns das heim die Erika nennt? Immer schön! So ist's mit Dir, Lieb!“

Tannst Dich wohl verändern; schön aber bleibst Du für mich durch Deine Liebe!“

Und er küßte sie und schmückte sie wie einst mit den Blümchen Immer schön.

III.

Der Gruß in die Heimat.

„Sehr geehrtes Fräulein, am

Krankenbette Ihres schwer, aber Gott sei Dank nicht tödlich verwundeten Bräutigams, habe ich auf seine Bitten es übernommen, Ihnen diesen Gruß aus der Ferne, die zwei kleinen Blütenhauben der Erika, zu übersenden und dazu die folgende Erklärung.

Am Tage, bevor das Regiment Ihres Herrn Bräutigams mit dem Heide zusammenstieß, hatte er Ihnen Heidepostbrief empfangen, worin Sie ihm ein Eritasträußchen schickten mit den Worten: die Blume seiner Heimat, die er so liebt, solle ihm einen freundlichen Gruß von der heimischen Heide bringen.

Mit dem Brief auf dem Herzen zog er in den Kampf, wo ihn eine Kugel in die Hüfte traf, nachdem er bereits einen Streifschuss an der Stirn erhalten.

Als Herr Eiderling so verwundet niederlag, fühlte er sich todelend, und apathisch nahm er bereits in Gedanken vom Leben Abschied. So mochte er wohl, in Ohnmacht gesunken, lange da gelegen haben, als ihn plötzlich heftige Schmerzen seiner Wunde aus der Ohnmacht weckten. Im Schmerz krampfte sich seine Finger in den Waldboden zu seiner Seite. Und als der Schmerz nachließ, und er seine Hände wieder an sich zog, da erblickte er in seiner Rechten die besorglichen Eritasträußen, die er im Kampfe seines Schmerzgefühls dem Waldboden entriffen hatte.

Und mit diesen Blüten kam die Erinnerung an die Heimat, an seine Braut, die ihm noch gestern die Blüten der Heimat gesandt, so heftig über ihn, daß ein neuer Lebenswille und neue Lebenskraft in ihm aufsteimte. Er nahm alle Kraft zusammen und rief Samaritaner an, die bereits vorm an der Stelle, wo er zwischen Toten lag, vorbeigezogen waren, weil sie ihn auch für tot gehalten hatten. So löste man ihn und er ward in unser Lazarett gebracht.

Ein paar Tage stand es recht ernst um Herrn Eiderling, nun aber hat er die Kräfte überunden, und er scheint genesend.

Heute morgen, als er den ersten von Wundflecken freien Tag hatte, erzählte er mir, wie alles gekommen und sprach den Wunsch aus, Ihnen mit seinen Grüßen alles das zu berichten, und wie Ihre Grüße mit den Blüten der Heimat auch dazu beigetragen, ihn zu retten.

Ich werde meine Gebete um die Heilung meines Kranken mit den Ihrigen vereinen. Gott wird uns erhören.

In Ergebenheit
Schwester Ursula.

Ägyptische Apothekerkunst.

Ebers, der Ägyptologe und Verfasser seinerzeit vielgelesener Romane, hatte ebenem einen Fund gemacht, der die bewundernswürdige Kultur der alten Ägypter von einer neuen Seite beleuchtete. Es war dies eine sorgfältig aufbewahrte und gut erhaltene Papyrusrolle von über 20 Meter Länge und einem Drittel Meter Breite, die sich nach ihrer Entzifferung als ein hochinteressantes pharmazeutisches Werk darstellte, ein Werk, das noch vor dem Auszuge der Israeliten, zu einer Zeit, da Moses noch ein junger Mann war, geschrieben worden ist. Es wird für eines der sechs hermetischen Bücher über Medizin gehalten, deren Clemens von Alexandrien ums Jahr 200 v. Chr. Erwähnung tut. Die in dem Papyrus enthaltenen Rezepte und Vorschriften sind aber zum Teil noch viel älter, als das Buch selber, und wahrscheinlich von dem Priesterkollektum zu Theben zusammengefaßt worden, und trotzdem mühen sie mitunter ganz modern an. Man findet darin die Bereitung zahlreicher Arzneien, Schönheitsmittel usw. angegeben, auch Haarfarbmittel fehlen nicht. Dabei sind Gewichte und Maße durch Zeichen ausgedrückt, wie sie ähnlich noch heute in der Pharmazie üblich sind, oder doch bis vor kurzem üblich waren. Die Gewichtseinheit war etwa 3 Gramm, die Volumeneinheit, das Cenot, gleich 0,6 Liter. Man verstand es also schon in der grauen Vorzeit, Rezepte zu schreiben, die verordneten Arzneien sorgfältig zu bereiten und anzuwenden, und die heutigen Apotheker brauchen sich ihrer ägyptischen Kollegen nicht zu schämen.

— Fatal! Sonntagsjäger (hart angeheitert zur Jagd gehend): „Du dumme, das bringt mir ja ganz gewiß Unglück, begegnet mir ein altes Weib — und das seht ich doppelt auch noch.“

— Kafertenhofblüte. Unteroffizier: „Schulze, das nennen Sie marischere? Zappeln tun Sie wie 'ne verliebte Giraffe, die Rheinfänder tanzt.“